



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Müller, Willi: Die französische Frau bei Beginn der Revolution

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

schaft im letzten Menschenalter, — gegeben, die wir bis heutigentags vergebens erwarteten.

„Die Grundrente soziales Eigentum, Kapital und Arbeit aber der individuellen Betätigung gesichert“ (Damaschke), das schafft die Harmonie der ökonomischen Interessen, das schafft die Gewähr für den segensreichen natürlichen, festeren Ausbau zur deutschen Volks- und Staatseinheit, das schafft die Einleitung eines Zeitalters, das der zielbewußten menschlichen Höherentwicklung dient.

Dann wäre aller unverschuldeten Not, wäre den im Gefolge der ungefunten Bodenverhältnisse gehenden grauenhaften sozialpathologischen Erscheinungen ein Ende bereitet. Die Lebensfrage eines jeden Erdenbürgers wäre gesichert, die Gesunderhaltung des gesamten deutschen Volkes gewährleistet. Staat, Heim und Familie würden wieder höhere ethische Werte werden.

Schaffen wir konsequente „ethische Grundsätze auch im Wirtschaftsleben“, dann ist das Grundrentenproblem, ist die soziale Frage im Grundprinzip gelöst, dann ist uns aber auch ein deutscher Friede gegeben, zumal ja nur derjenige rechthliche Zustand die Dauer verbürgt, der das gesamtethische Ziel, das uns hier in einer grundlegenden Änderung momentanen Bodenbesitzrechtes im Interesse des Volksganzen gegeben ist, höher erhebt, als die stets trennende Ungleichheit des mammonistischen Manchesterturns.



Die französische Frau bei Beginn der Revolution

Von Studienrat Dr. Willi Müller



it dem Tode Ludwigs des Fünfzehnten näherten sich die Zeiten ihrem Ende, in denen auf den Festen einer dem Sterben entgegenreisenden Monarchie helles Lachen und leises Liebesgeflüster erklang und in gebauschten Köcken, die zierlichen Köpfe mit hohen Frisuren geschmückt, Damen des Hochadels in Gesellschaft galanter Abbés je nach der Jahreszeit die hell strahlenden Prunkäle oder die in sommerlichem Grün prangenden Parks der königlichen Schlösser kotetten Schrittes durchwandelten. Es waren jene für die Stellung der Frau so bezeichnenden Tage, als noch allmächtige Favoritinnen von Versailles aus nicht nur ganz Frankreich regierten, sondern sogar durch Übersendung von Schlachtplänen, die mit Schönheitspfälsterchen militärische Stellungen markierten, den im Felde stehenden französischen Hauptquartieren ihr Tun und Lassen vorschrieben und so — meist natürlich ohne den gewünschten Erfolg — in die europäische Politik eingzugreifen suchten. Aber der frische Luftzug, der aus der Welt Jean Jacques Rousseaus herüberwehte, trug etwa in der Zeit, als Ludwig der Sechzehnte das Szepter ergriff, den Puderstaub des Rokoko hinweg; die ersten Nuancen der nahenden Empfindsamkeit machten sich bemerkbar, Güte à la laitière und Ballkleider à la paysanne tauchten auf, zierliche Girtingen, die in farbigen Gewändern mit blaßblauen Schleifen geschmückte Schafe weideten, ergingen sich auf sonnigen Wiesen und im Schatten der Wälder, und weltflüchtig hielt die junge Königin Marie Antoinette in ihrem geliebten Trianon Villeggiatur, um aus Tassen von feinstem Sèvresporzellan, die dem eigenen schönen Busen nachgebildet waren, ihrem Kreise den Labetrunk frisch gemolkener Milch zu kredenzen. Vergoldete Gondeln schwammen auf den Teichen von Chantilly, dem märchenhaft schönen Landsitz des Prinzen Conti und trugen,

durch die kräftigen Arme galanter Kavaliere gerudert, willig die leichte Last holder Frauen über die kristallene Flut; in den entzückenden *salles de verdure* des Parks wurden primitive Tanzfestlichkeiten abgehalten, und wenn der Abend niederlang, sah man beim diskreten Licht des Mondes verliebte Pärchen die labyrinthischen Pfade des Schloßgartens bevölkern. Das Leben war ja nach landläufiger Ansicht dazu da, genossen zu werden. Und doch grollten in diese letzten sonnigen Jahre einer dem Tode geweihten Herrlichkeit bereits die Donner des aufsteigenden Gewitters hinein, und warnende Erdstöße kündeten das nahe soziale Beben an; schon belästigte man Damen der Hofgesellschaft, die, wie die Herzogin von Orleans, in eigener Equipage fuhren, und zwang sie auszustiegen. Aus Furcht vor der Revolution schlossen selbst die meisten Pariser Salons ihre Tore, diese von feinsinnigen Frauen beherrschten Stätten der Aufklärung, in denen sich die Unterschiede verwischten, die Stand und Rang Jahrhunderte hindurch markiert hatten, und allein der Taft berechnete Schranken zog. Und bald versank das alte Frankreich völlig in der durch das Jakobinertum inaugurierten Götterdämmerung; wie vom Sturm verweht war plötzlich die ganze Gesellschaft des ancien régime.

Eine neue Welt stieg empor, nicht minder interessant als die entschwundene; aber auch auf der veränderten Bühne stellten die Frauen einen Teil der Protagonisten. Hohe Begeisterung für die revolutionäre Sache gab sich zumal in den Kreisen der jungen Mädchen kund. Bei allen Festen trugen die anmutigen Scharen zu ihren weißen Kleidern Gürtel in den drei republikanischen Farben Blau, Weiß und Rot; hier sprach eine emphatische Worte, die Jünglinge zu Helden machten, und dort schwenkte eine andere, edle Schwärmerei für das Vaterland weckend, einen Palmzweig mit der Inschrift: „Dem besten Bürger!“ Bald veranstalteten sie Umzüge, eine Fahne an der Spitze, bald schwenkten sie mit Grazie nackte Degen, bald gesellten sie sich, Verwundete zu pflegen, den Kreuzfahrern, die ins Feld zogen, das heilige Land der Freiheit zu gewinnen. Viele Frauen schmückten sich auch wohl mit einem den Trümmern der Bastille, des, wie der Volkswitz sagte, „palais du bon plaisir“, entnommenen und hübsch polierten Steinchen, und das *Douboir* mancher anderen, sonst ein Heiligtum der Kofetterie, wurde zu einer Art politischen Kabinetts, in dem ein Bild jener zerstörten Zwingburg vielleicht die Darstellung irgendeines erotischen Vorgangs aus dem Gebiete der antiken Mythologie ersetzte. Diese und jene einst den feudalen Kreisen des verflorenen Hofes Angehörige ließ sich sogar scheiden und heiratete einen ihrer früheren Domestiken; wieder andere brachten, mehr patriotisch als gefallsüchtig, ihren Gold- und Silberschmuck der Nationalversammlung als willkommenen Gabe dar und ersetzten ihn durch einen in den erwähnten drei Farben gehaltenen Strauß, das „bouquet à la nation“. Und auf die Männer übertrugen sie ihre Begeisterung in dem Maße, daß ein häßliches Mädchen wohl für schön befunden wurde, wenn es eine gute Republikanerin war. Mancher Jungfrau spielte zwar — das ewig Weibliche brach schließlich doch immer wieder durch — ihr Herz einen tückischen Streich, wie der schönen Schauspielerin Rosa Lacombe, die, Republikanerin vom Scheitel bis zur Sohle, am 10. August 1792, die phrygische Mütze auf dem Kopfe und den Säbel in der Hand, an dem Sturm auf die Tuilerien teilnahm und sich dann in einen Aristokraten verliebte, dem seine reaktionäre Gesinnung den Tod durch das Fallbeil eintrug, ohne daß sie ihn retten konnte. Wenn es aber für die Mädchen und Frauen selbst aus dem Leben zu scheiden galt — auch gut republikanische Gesinnung schützte nicht immer vor dem Blutgerüst —, so starben sie oft tapferer als die Männer und suchten ihre Leidensgenossen aus den Reihen des stärkeren Geschlechts bisweilen noch auf dem Wege zur Guillotine zu erheitern. Viele von ihnen dachten wie die extremsten Freiheitshelden: „Vivre libre ou mourir“, eine Devise, deren heroischer Klang einen lockeren Spottvogel reizte, sie, witzig genug, in das despektierliche: „Ventre libre ou mourir“ umzuwandeln.

Sedenfalls suchten die Frauen in der durch die Revolution völlig umgestalteten Welt eine Stellung zu gewinnen, die ihnen neben höheren Pflichten, die auf sich zu nehmen sie bereit waren, auch mehr Rechte geben sollte. Österreichs

Thron hatte kürzlich Maria Theresia geziert, in Petersburg schmückte das kaiserliche Diadem die Stirn Katharinas, und das französische Staatsschiff war durch die zarte Hand der Pompadour eine Zeitlang mit unleugbarer Energie gelenkt worden — war es da ein Wunder, wenn auch die Revolutionärin sich zu großen Dingen berufen fühlte? So richtete denn bald nach der Scheidung von ihrem ersten Gatten die Marquise von Fontenay, die später mehr berüchtigt als berühmt gewordene Frau Tallien, eine Adresse an den Konvent, in der sie für ihr Geschlecht sehr energisch den Dienst im öffentlichen Unterrichtswesen forderte und daneben den ehrenden Vorzug, an alle geheiligten Zufluchtsstätten des Unglücks und der Leiden gerufen zu werden, um den bedauernswerten Hilfsbedürftigen Sorgfalt und Trost angedeihen zu lassen. „Es scheint mir da“ — meinte sie ganz im Sinne moderner Anschauungen — „der richtige Ort zu sein für eine Lehrzeit der Mädchen, bevor sie Frauen werden“. Und für völlige Emanzipation der schwächeren Hälfte der Menschheit wirkte durch Reden, die sie in politischen Klubs, ja selbst in der Nationalversammlung hielt, Frau Olimpe de Gouges — mit diesem ihrem Mädchennamen nannte sie sich als Witwe — die argumentierte: „Da die Frau das Recht hat, das Schafott zu besteigen, muß ihr auch die Tribüne zugänglich sein“, und, temperamentvoll wie sie war, Spötter, die sich über eine so exaltierte Dame lustig machten, vor die Mündung ihrer Pistole forderte. Man hätte glauben sollen, daß die Schreckensherrschaft würde die Frauen mahnen, sich daran zu erinnern, daß ihre eigentliche Welt das stille Heim und nicht der Lärm des Forums sei, aber weit entfernt, solche Schlüsse zu ziehen, gründeten sie vielmehr politische Gesellschaften — Vereine im Unterrock —, so daß maßgebende Männer sich veranlaßt sahen auszusprechen, es sei eine Unsitte, wenn die zur Göttin des häuslichen Tempels geschaffene Frau Haushalt, Mann und Kinder vernachlässige, um für eine Änderung ihrer Stellung im Staatsleben zu agitieren, und die mißliebigen Klubs schließlich aufgelöst wurden mit der Begründung, Persönlichkeiten wie Jeanne d'Arc habe nur die Zeit Karls des Siebenten nötig gehabt. Solchen Ansichten huldigte allerdings keineswegs Charlotte Corday, nicht etwa eine Furie, die, wie man wohl gemeint hat, um jeden Preis Blut vergießen wollte, sondern vielmehr eine warmherzige Patriotin, der das erhabene Ziel vorschwebte, dem entfehllichen Mitten des mordgierigen Marat ein Ende zu machen. Was sie vollbrachte, war ihrer Meinung nach eine Tat des Erbarmens; durch den Tod eines einzigen dachte sie das Leben vieler zu erkaufen, und der Gedanke, dabei ihr eigenes zu verlieren, machte der Hochherzigen wenig Kummer. Daß Charlotte selbst ihr abenteuerliches Beginnen nur für einen Akt der Gerechtigkeit und keineswegs für Mord ansah, ergibt sich aus einer ihrer Äußerungen Fouquier-Tinville, dem öffentlichen Ankläger, gegenüber. Als dieser sie fragte: „Offenbar hatten Sie sich vorher gut geübt?“ rief sie: „O, der Unmensch! Er hält mich für eine Mörderin!“ Auch Lamartine verklärt die verbrecherische Tat, indem er in seiner blumenreichen Sprache ihre Urheberin den „Engel des Mordes“ nennt.

Und wie in Charlotte wurden auch in anderen Frauen durch die Revolution edle Instinkte geweckt: Mitleid, Energie und Heroismus; treu bis in den Tod erwiesen sich viele, als die Schrecken der Bürgerverfolgungen wüteten. So die schöne Delphine von Güstine, die für ihren gefangenen Gesezten und der Guillotine verfallenen Gatten einen kühnen, ihr eigenes Leben bedrohenden Fluchtplan entwarf, der allerdings nicht zur Ausführung gelangte, weil bei dem Eingekerkerten das Pflichtgefühl die Liebe zum Leben überwog. Nach dem Tode ihres Mannes selbst in Haft genommen, gewann die wegen ihrer Heldenhaftigkeit viel bewunderte Frau mit dem prachtvollen, goldblonden Haar, einem Erbe ihrer Ahnfrau Margarete von Provence, der Gemahlin Ludwigs des Neunten, die Liebe des in das gleiche Gefängnis gebrachten Alexander Beauharnais, des ersten Gemahls der späteren Kaiserin Josephine, der ihr, bevor er zum Tode geführt wurde, einen arabischen Talisman schenkte; und da Delphine sicher eine Heldin, aber keineswegs eine Heilige war, dürfen wir annehmen, daß sie seine leidenschaftliche Neigung in gleicher Weise erwidert habe. Aus dem Kerker befreit, erlebte sie, deren Herz

mit dreiunddreißig Jahren natürlich gegen die Pfeile Amors nicht gefeit war, einen kurzen Nachfrühling durch die Verehrung, die Chateaubriand ihr widmete. Ein anderes Beispiel treuester Gattenliebe bietet Frau von Lavalette; auch diese arbeitete für ihren gefangenen Gemahl einen sie selbst gefährdenden Fluchtplan aus und besiegte seine Weigerung, ihr Opfer anzunehmen. Was alle Veredsamkeit des Verstandes nicht vermocht hatte, glückte derjenigen der Seele; als die liebende Frau erklärte: „Wenn du stirbst, so sterbe ich mit dir“, beugte er sich ihrem Willen. Und die Flucht gelang, doch nicht zum Segen der Retterin, die später infolge der Treulosigkeit des Geretteten in Trübsinn verfiel. Auch einer Frau von Lavergne sei gedacht, die, als das Revolutionstribunal das Todesurteil ihres Mannes verkündete, laut rief: „Es lebe der König!“, um mit ihm zusammen zum Blutgerüst geführt zu werden, und ihn an den Stufen des Schafotts mit den Worten tröstete: „Du weißt, daß ich ohne dich nicht leben kann; nun sterben wir gemeinsam“. Wir sehen, die Seelen vieler dieser Revolutionärinnen waren auf das höchste Geldentum gestimmt, das sie den Tod verachten ließ; die Frau, so unheilig sie manchmal war — wir werden auch davon hören —, gab doch der Welt den Himmel zurück, den eben Voltaire ihr zu nehmen getrachtet hatte. Für die Liebe, die die Treue solcher Ehegenossinnen in den Herzen ihrer Gatten wachzurufen wußte, zeugen die Schicksale des vielgenannten girondistischen Ehepaars Roland. Als Frau Roland, eine der interessantesten Erscheinungen der Revolutionszeit und ein leuchtendes Vorbild aller derjenigen, die sich für Ideen zu opfern bereit sind, zum Tode verurteilt wurde, rief sie, iberen Herz, freilich ohne daß sie die durch die Tugend gezogenen Schranken überschritten hätte, warm für ihren Parteigenossen Buzot schlug, zunächst doch ihres betagten Gatten gedenkend: „Roland wird sich töten!“ Und sie beurteilte ihn richtig; er hegte für seine Lebensgefährtin die tiefe Neigung des Greises, der verwachsen ist mit dem Dasein einer Frau wie ein alter Baum mit dem Esen, der ihn ziert; nimmt man ihm diesen Schmuck, steht er einsam und kahle. So mochte er seine Gattin nicht überleben und entlebte sich selbst. Und eine gleich heiße Liebe hatte Dantons erste Frau in dem Herzen ihres Mannes zu erwecken gewußt, die starb, während er von Paris abwesend war, und die er, heimgekehrt, nach sieben Tagen und sieben Nächten dem Grabe entreißen ließ, um sie in rasendem Schmerz noch einmal zu umarmen.

Bei manchen Frauen gingen patriotische Begeisterung und Gattenliebe so weit, daß sie ihre Männer sogar ins Feld begleiteten und, mit Säbel und Büchse bewehrt, tapfer an ihrer Seite fochten. Ganz besonders heroisch zeigten sich die der Vendée entflammenden Anhängerinnen des gestürzten Königshauses; wie man einst einen Kinderkreuzzug gehabt hatte, gab es nun einen solchen dieser Frauen. Warum sollte das alte „Gott will es“ seine Erfüllung nicht erhalten können in einer Niederwerfung der Revolution durch Frauenhand, wenn es dem Herrn der Heerscharen so gefiel? Waren doch die Frömmsten der Frommen, Abtissinnen und Nonnen, beteiligt. In der Vendée mit ihrem undurchdringlichen Buschwerk und ihren dichten Hecken, um die bei der Nähe des Meeres oft graue Nebelschleier wallen, sollte hier und da unter hohen, seit alters geheiligten druidischen Eichen die Jungfrau Maria erschienen sein — so richtete man in den Köpfen der Frauen Verwirrung an und fanatisierte ihre Herzen. Und in Weichstuhl wurde der Funke des Royalismus, der in der Brust der Vendéerin glühte, von königstreuen Priestern zur hellen Flamme angefacht, die dann in vertrauten Stunden häuslicher Zärtlichkeit, von begeisterten Brandstifterinnen übertragen, auch die Herzen der Männer ergriff; in den Frauen der Vendée erwachsen der Gegenrevolution überall, in jedem Hause und in jeder Familie, zelotische Vorkämpferinnen. Predigt und Weichte bewährten noch einmal ihre alte Macht über weibliche Herzen, denn die Frauen, denen meist die Kraft fehlt, ungläubig zu sein, bedürfen einer Stütze, und immer hat es unter ihnen solche gegeben, denen die Soutane gefährlicher war als selbst die Uniform. Und wie die Priester die Töchter der Vendée beherrschten, so übten diese wieder starken Einfluß auf die Gottesmänner aus; ist doch das Geheimnis des Weichstuhles von einer eigenartigen Poesie umflossen, die nichts von ihrem

Zauber einbüßt, wenn zufällig der Weichtiger jung und das Weichtkind schön ist. So wurden Frauen und Priester die treibenden Kräfte einer Volkshebung, deren Verlauf dem Bürgerkriege eine ihm sonst fremde Weiße gab; denn die meisten Weiber die dem Aufgebote der Vendée folgten, begnügten sich keineswegs damit, den sich bald entspinrenden Kämpfen von weitem zuzuschauen, sondern griffen oft genug selbst zu den Waffen und wurden dann durch die Kugeln der Republikaner dezimiert. Hier und da trieben sie freilich den Feind auch wohl einmal in die Flucht, durch ihren Heroismus das Feuer der Begeisterung in den Herzen ihrer Gatten und Söhne schürend. Allerdings trug die Hartnäckigkeit, mit der zehn- bis zwölftausend abenteuernde Vendéerinnen das Heer ihres Landes begleiteten, viel zu dessen baldiger Auflösung bei, immerhin behält aber im Hinblick auf die geschilderten Verhältnisse Montesquieu recht, wenn er in der „Lettres persanes“ meint, wer die leitenden Persönlichkeiten in Staat und Kirche am Werke sehe, aber nicht die Frauen, die sie inspirieren, der gleiche einem Manne, der die Arbeit einer Maschine betrachtet, ohne ihre Triebfedern zu kennen.

Allerdings verloren Amazonen, wie wir sie eben schilderten, leicht die weibliche Anmut, aber dieser entbehrten die Frauen der Revolutionszeit überhaupt oft; das Studium des Plutarch und ähnlicher Schriftsteller, das die jungen Republikanerinnen mit Vorliebe betrieben, war der Entwicklung mädchenhaften Zaubers nicht gerade günstig, und für umfüßlerische Blaustrümpfe blühte die Blume der Liebe, die gerade dem achtzehnten Jahrhundert seinen eigentümlichen Duft verleiht, nicht so leicht. Selbst in der Kleidung vernachlässigte sich die Frau der beginnenden Revolutionszeit häufig, da der geringste Luxus aristokratische Gesinnung zu bekunden schien; ja sie nahm volkstümliche Sprache wie Sitte an, um sich vor dem Verdachte, verdächtig zu sein, zu schützen. Das Drama der Revolution, dieses historische Schauspiel, in dem der Wille des Volkes Könige entthronte, die Schlösser des Adels zerstörte und Privilegien wie Wappen in den Staub warf, lockte manche Frau, selbst eine Rolle zu übernehmen, auch wenn sie gewisse Konzeffionen machen mußte; doch gab es für solche Zugeständnisse eine Grenze; als die Titulaturen abgeschafft wurden, zeigten sich die Damen der besseren Stände sehr ungehalten und sollen sich verschworen haben, ihren Männern, sofern sie als Deputierte für den Antrag gestimmt hatten, mit dem heroischen Entschluß zu drohen, den Aristophanes den Athenerinnen in seiner „Uxissirate“ zuschreibt.

Viele Weiber wurden durch die Revolution aber geradezu entmenscht. Ihren liebsten Zeitvertreib bildete das Schauspiel, das die Tätigkeit des Fallbeils bot, während sie sich zwischen zwei Hinrichtungen gemütsruhig ihrem Strickstrumpf widmeten. Die Arbeit der Köpfmaschine pflegten diese Megären mit Geschrei und Tänzen zu begleiten, und graufiger Jubel begrüßte den Moment des „In den Sack Niesens“; wenn das Blut ausspritzte und das Haupt in den bereit gehaltenen Beutel fiel. Solche Furonen der Guillotine stellten zumal die nach Schnaps duftenden Fischweiber, dieser Schrecken von Paris. Daß auch Frauen gefangen gesetzt und enthauptet wurden, sahen wir bereits, doch ließ sich manches dagegen sagen. Sie einzuferkern, wenigstens wenn sie schön waren, schien gefährlich, denn wer hütete die Wächter selbst vor ihren Reizen? Und derjenige Mann mußte schon recht verroht sein, der, unten vor dem Blutgerüst stehend, gleichmütig zuschaute, wenn oben der Kopf eines Weibes fiel. War sie jung, sah man in ihr die Verkörperung von Liebe und Glück, war ihr Haar ergraut, erinnerte es an das ehrwürdige Haupt der eigenen Mutter. Verständige Frauen zogen aber aus dem Umfande, daß man gegen ihr Geschlecht mit gleicher Schärfe vorging wie gegen die Männer, die natürliche Konsequenz; als Napoleon, der damals noch General Bonaparte hieß, einst Frau von Condorcet, die Witwe des bekannten Philosophen, besuchte und unter anderem äußerte, er liebe es nicht, daß die Frauen sich in die Politik mischten, antwortete die reddegewandte Dame: „Sie haben recht, General, aber in einem Lande, wo man ihnen die Köpfe abschneidet, ist es begreiflich, daß sie gern wissen wollen, warum das geschieht“. Ubrigens stellten mitleidige Seelen wohl ihre neuen republikanischen Liebchaften in den Dienst alter royalistischer

Freunde und oft nicht ohne Glück; so wurde das Schicksal vieler dieser gefallenen Größen erträglich gestaltet. Und auch in einem anderen Punkte zeigten sich die Pariserinnen dieser Tage echt feminin: sie hatten oft nur Blicke für die in Uniform prangenden Milizsoldaten und trugen, ihrer Sympathie für diese nachgebend, Hüte, die wie Helme geformt waren. Ganz besonders fanatische Revolutionärinnen meinten zwar, der Schimmel, den Lafayette, der Kommandeur dieser Bürgerwehr, ritt, sähe zu aristokratisch aus und müsse mit den Farben der Republik angestrichen werden; was aber den Geist der Truppe anbetraf, so konnte dieser selbst die ausgesprochenste Demotratin zufriedenstellen. Der Vimonadenhändler Godet z. B., der ein guter Patriot und in Anerkennung dieser seiner Eigenschaft zum Hauptmann gewählt worden war, zeigte sich gleichzeitig als strebsamer Geschäftsmann und reichte im Schmucke seiner Epauletten, übrigens aber sich aller militärischer Würde entäußernd, den Soldaten seiner Kompanie, die ihn mit ihrem Besuche beehrten, eigenhändig die begehrte Erfrischung. Es kam auch wohl vor, daß ein Offizier zu einem seiner Tapferen sagte: „Halte doch Schritt, du marschierst ja wie ein Klosterbruder!“ und darauf die Antwort erhielt: „Das ist Ihre Schuld, Herr Hauptmann, bedenken Sie doch, daß ich Schuhe trage, die Sie gemacht haben; die drücken entsetzlich!“

Und selbst an den Stätten, wo die dem Schafott Geweihten gemissermaßen vor der Schwelle des Todes antichambrierten, macht sich der Einfluß der Frau geltend: in den Gefängnissen; hier blühte noch das gesellige französische Leben der früheren Zeit, ja man kann sagen, daß die Kerker Salons wurden, in denen sich die beste Gesellschaft bewegte. Sie zeigten belebte Bilder: verstörte Seelen, aber eine nervöse Heiterkeit, Lachen unter Tränen und singende Lippen, um die die Schatten der Verzweiflung huschten. Ein beliebter Zeitvertreib war die Probe zu der bevorstehenden Tragödie auf dem Blutgerüst; man legte die letzte Toilette an und übte den Todesgang ein; hinterher spielte man wohl, die trüben Gedanken zu verschleichen, Theater. Aber bei allem stand die Frau im Mittelpunkt: auch jetzt noch suchte sie sich — vielleicht zum letztenmale! — mit Puder und Schminke zu verschönern, auch jetzt noch besangen Kavaliere sie in zarten Gedichten. Und die Liebe war um so glühender, weil sie keine Zukunft kannte; die Uhr, die die Todesstunde schlug, machte ihr oft nur gar zu bald ein Ende, und das süßeste Rosen störte der rohe Ruf des Henkers. Gern gewährten deshalb die Frauen ihren Kerkergenossen die letzte Günst, denn morgen war es vielleicht zu spät, gefällig zu sein. So erscheint in diesen Jahren die Liebe als die Schwester des Todes, und die nahende Zeit des Direktoriums, in der auch das Gewand der Frau sich grüzierte, würde sie vielleicht als *Gros-Thanatos* bezeichnet haben. Und während hinter den Gefängnisgittern das Weib als tröstender Engel erschien, wies ihm draußen Robespierre, der in den Himmel, aus dem er die Gottheit vertrieben hatte, das „*être suprême*“ einführte, ein anderes Feld der Tätigkeit: hier widmete es sich dem Dienste des Kultus. In Paris wurde die „Göttin der Vernunft“, die man bei einem festlichen Aufzuge zur Schau stellte, verkörpert in der früheren Tänzerin Maillard, einem Wesen, das allerdings als Meistererschöpfung der Natur gelten konnte. Überhaupt mußten die Damen, die man zu Repräsentantinnen des höchsten Wesens erkor — auch in Provinzialstädten bedurfte man ihrer —, stattliche Erscheinungen sein; im übrigen störten Schönheitsfehler augenscheinlich nicht; der Historiker Michelet erzählt wenigstens, ihm sei eine dieser Surrogat-Gottheiten bekannt gewesen, die geschickt habe. Interessant ist an den geschilderten Vorgängen, daß die Welt eine Art Priestertum den Frauen zurückgab, die im Altertum häufig seine Trägerinnen gewesen waren. Geschlechts-genossinnen dieser Heiligen ertappte man freilich oft genug bei recht unheiligem Beginnen; an Stelle der raffinierten Gastmähler des früheren Regimes, die geweiht gewesen waren durch den Geist der alten französischen Gesellschaft, vereinigte man sich jetzt zu sogenannten „*soupers fraternels*“, einer Art republikanischer Picknicks, die man, im Kote der Straße tafeln, einnahm, die Füße in den Gassen; und auch an diesen zweifelhaften Genüssen beteiligte sich ungeniert die holde Weiblichkeit

und stimmte, bacchantischen Einflüssen unterliegend, gern in den bekannten revolutionären Hymnus ein mit der zeitgemäßen Variante: „Le jour de boire est arrivé“. Und nach dem Tafelgenusse gab man sich der Hauptleidenschaft der Zeit hin: dem Spiel; überall, hier und dort, in dieser Straße, in jener, an dieser Ecke und an jeder anderen huldigte man dem modernen Hazard, dem Biribi.

Und mitten unter dem Schrecken des Fallbeils, das eine Königin enthauptet, steigt eine neue Herrscherin auf den Thron: die „fille du monde“, wie man sie euphemistisch bezeichnet, die Vermittlerin frivolen Minnespiels, das so charakteristisch ist für das „galante“ Jahrhundert. Die Polizei, ganz durch die Sorge für den Schutz der neuen republikanischen Einrichtungen in Anspruch genommen, ließ die Prostitution sich ungehindert entwickeln; die käuflichen Vertreterinnen der Liebe überfluteten bald alle Straßen und Plätze, und besonders die kleinen Theater wie die Modemagazine wurden wahre Brutstätten der Unzucht. Was half es, daß man die bals champêtres, das Stelldichein aller Grisetten der Bannmeile von Paris, verbot? Die Unsicherheit des Daseins mahnte genussfreundige Lebemänner, die Zeit zu nutzen; man bedurfte der Mädchen, und diese, die existieren wollten, nahmen, wie sie früher das Gold des Hofes genommen hatten, so jetzt die Assignaten der Revolution. Die Tuilerien, das Luxembourg, die Weinstuben und Restaurants wimmelten von Priesterinnen der freien Liebe, die in kurzen Röckchen interessantere Körperteile zur Schau stellten, und im Egalité-Garten, einem Teile der früher unter dem Namen des Palais Royal bekannten Besitzung des ci-devant Herzogs von Orleans, marschierte eine wahre Phalanx solcher Feen des Lasters auf. Hier schwärmten, nach Beute ausspähend, auch renommiertere Hetären, alle die Clairetten, Visetten, Georgetten, Philippinen, Papillons und Fanchons, die berühmte Mulattin Versi und viele andere mehr. Von neun Uhr abends bis Mitternacht blühte der große Fleischmarkt; Hunderte von Mädchen und Frauen zwischen zwölf und vierzig Jahren warben, in den Alleen lustwandeln, mit frechen Blicken, kokettem Fächerspiel und verführerischem Bloßstellen ihrer Reize um die Gunst der Männerwelt; sie alle durften nun auch rouge auflegen, ein Kosmetikum, das zur Königszeit den Damen von Stand vorbehalten gewesen war. Die geschäftskundigen Huldinnen hatten sogar einen ganz bestimmten Tarif, der, da Angebot und Nachfrage nun mal die Preise regeln, unter Umständen erhöht wurde, wie beispielsweise gelegentlich des Nationalfestes am 14. Juli 1790, zu dem eine Menge Provinzler nach Paris strömten. In dem einen umfangreichen Komplex von Gebäuden und Gärten bildenden Palais Royal, dieser in allen Farben schillernden, lockenden Höhle des Lasters, gab es fast unzählige Tempel, in denen man der Venus opfern konnte; hier hielt, um nur einige dieser Stätten zu nennen, eine Madame Julien, einst Mitglied der italienischen Komödie, bei der man vorzüglich soupierte, ein Spielhaus — so titulierte sie fälschlich ihr Bordell —, in dem hauptsächlich politische Größen verkehrten; hier rollte für junge Leute die Kugel bei Madame Lacour, wo es schwere Weine und leichte Mädchen gab, beide gleich berauschend; hier fanden lebenslustige Genießer ein Dorado bei Madame Saint-Romain, die das Glück hatte, von reizenden Nichten und Kusinen umgeben zu sein. Und wenn wir vom Palais Royal weiter wandern, finden wir auch im Theater Feydeau gefällige Dämchen in hellen Haufen, die Geld genug verdienen, das nicht ganz billige Eintrittsgeld erschwingen zu können; ja nahe der Oper gab es gar ein Serail, das durch Mädchen von zwölf bis vierzehn Jahren bevölkert war; fünfzehnjährig wurden sie an die Luft gesetzt. Man sieht, die Hierodulen der Liebesgöttin waren bunt genug gemischt, und viele von ihnen machten geradezu glänzende Geschäfte; sie aßen und tranken gut, hatten schöne Zimmereinrichtungen, ausreichende Dienerschaft, auch, der Mode der Zeit entsprechend, einen kleinen Keger zur Begleitung und verbrauchten jährlich an 50 000 Livres. Und wenn eine dieser leichtblütigen Hetären, wie es in der wild bewegten Zeit oft genug geschah, zum Tode verurteilt wurde, bestieg sie wohl, obzöner Lieder auf den Lippen, das Schafott.

Goethe sagt, wer Interessantes zu sehen begehre, der möge hineingreifen ins volle Menschenleben; mir scheint ein Blick in das Tun und Treiben der französischen Frau, wie es sich zu Beginn der Revolution darstellt, die Wahrheit der Sentenz des weltkundigen Dichters zu bekräftigen.



Ein Gewähltenrecht

(Zur preussischen Wahlrechtsvorlage)

Von Ralf Scheffer



Es steht fest, daß die königliche Staatsregierung mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln für die Durchsetzung des gleichen Wahlrechtes eintreten wird; eine andere Stellung kann sie gegenüber der königlichen Willenserklärung gar nicht einnehmen. Man mag zur Wahlreform stehen, wie man will: die geschaffene politische Lage zwingt zur Einführung des gleichen Wahlrechtes, es ist durchaus unwahrscheinlich, daß daran irgendeine Segnerschaft endgültig oder auch für längere Dauer etwas ändert.

Für eine Politik — und zwar gerade für eine rechtsgerichtete —, die fruchtbar sein will, kommt es also jetzt darauf an, innerhalb des Rahmens der Gesetzesvorlage, das heißt unter Festhalten am gleichen Wahlrechte, alle die Sicherungen im Gesetz zu schaffen, die erwarten lassen, daß sie die unzweifelhaft teilweise bedenklichen Wirkungen dieses Wahlrechtes abschwächen. Der als solcher rohe Gedanke des Wahlrechtes der Zahl bedarf der Formung im Gesetz, damit er dem Lande nicht zum Unsegen werde.

Die zu solchem Zwecke bisher gemachten Vorschläge behandeln vor allem die Voraussetzungen des aktiven Wahlrechtes. Andere Anregungen befassen sich damit, wie die Minderheiten, in denen sich unter dem neuen Wahlgesetz weite Volksgruppen dauernd befinden werden, im künftigen Abgeordnetenhaufe eine angemessene Vertretung erhalten können. Dagegen ist eingehenderer Betrachtung bisher nicht das passive Wahlrecht unterzogen worden: allerdings ist sein Inhalt, soweit wenigstens die persönlichen Voraussetzungen in Betracht kommen, als in der Natur der Sache liegend gegeben. Und doch gibt eine Durchbildung des Gewähltenrechtes — um es einmal so zu nennen — das Mittel, um bestimmte Nachteile, die aus der Demokratisierung des öffentlichen Lebens folgen, wesentlich zu verringern. Es handelt sich hier vor allem um die Sorge, daß bei gleichem Wahlrecht die sachliche Arbeit der Volksvertreter durch ihre innere Abhängigkeit von der Stimmung der Wählermassen allzu stark beeinflusst wird. Es muß das Sachliche in der Parlamentsarbeit gegenüber den ohnehin anwachsenden politisch-taktischen Einwirkungen gestärkt werden.

Es wird darum folgendes vorgeschlagen: 1. Die Wahlperiode dauert sechs Jahre. Sie beginnt nach zwei Jahren für je ein Drittel der Abgeordneten. Es scheidet entsprechend jede zwei Jahre ein Drittel der Abgeordneten aus. 2. Die Wiederwahl eines Abgeordneten kann nach Erlöschen des Mandats nicht vor zwei Jahren stattfinden.

Der Vorschlag zu 1 entspricht dem für Gemeindevahlen bereits geltenden Rechte. Die allmähliche Ergänzung der vertretenden Körperschaft durch Endigen der Wahlperioden zu verschiedenen Zeitpunkten begünstigt einerseits die Stetigkeit der parlamentarischen Arbeit und bringt doch durch das schnelle Zustießen frischen